

zweigestrichen.

ihn aushalten, diesen ton, ihn halten, lang, so lange, bis in den lungenflügeln die atemluft versiegt, das zwerchfell die anspannung nicht länger ertragen muss und der ton in sich zusammensinkt.

sang- und klanglos.

es gibt spieler, die gehen nicht unter. beherrschen den übergang.

er gehört nicht zu ihnen, teilt nicht ihren entusiasmus.

wie sie durch die nasenöffnungen den atem in sich hineinsaugen, während zur gleichen zeit aus der mundhöhle heraus der zwischen den aufgeblasenen backen bevorratete inhalt durch den spalt der lippen hindurch den ton weiterhin unterhält fortwährend ununterbrochen von andauernder dauerhaftigkeit. vorausgesetzt, es gelingt der übergang, der eigentlich ein umkehren ist mehr als ein weitergehen. die kunst besteht darin, wie bei einem ventil den einen weg zu versperren, um den anderen freizugeben, jedoch ohne aufenthalt, und nicht schlagartig, sondern gleitend, in weichem bogen eintauchend wie in einen öligen fluss von gehöriger trägheit, gerade geschmeidig genug für einen zäh fließenden ton. nicht unbedingt ansprechend, aber das soll er auch nicht. er soll lediglich gut unterhalten sein, so eben gut versorgt, nicht mehr.

das ansprechende, galante erfordert hingegen die unterbrechung, ihn wieder ansprechen zu lassen durch einen gezielten stoß. wie angeschlagen, man lobt nicht umsonst die anschlagkultur des pianisten. aber sie ist sein alles, gleich zu beginn auf den punkt gebracht, von wo an weiteres nur noch verklingt: jeder klang ist sofort nach dem anschlag dazu bestimmt zu verenden, und er wirkt von beginn an wie tot, ist ihm nicht durch den anstoß und das einschwingen ein leben mitgegeben.

blaskultur indes pflegt die dauer. erfordert ausdauer und beharrlichkeit und kraft.

deshalb ist es so wichtig, dieses töne aushalten, auch wenn es scheinbar nur wenig sinn verspricht. als ob ein einzig ausgehaltener ton, nur gehörig und mit bestimmtheit auf den weg geschickt, nichts zu sagen hätte. in der tat, ihm selbst sagt er etwas, wenn auch nichts konkretes, das erwartet er nicht, wenn er allmorgendlich zum fest angesetzten zeitpunkt sein training beginnt, er hat sich daran gewöhnt und er liebt es, sich darein zu schicken wie in ein ihm aufgegebenes schicksal, hingegeben an diesen ton, dieses strömen, dieses sich verströmen hinein in den morgen, darin seine durch ihn hindurchgegangene wärme sich vermengt mit der

frische der morgenluft, und wenn dann endlich sein atem vor dieser luft kapituliert, die ihn bedrängt und in einem vollen schub – denn es ist kein zug seinerseits - bis hinein in die lungenspitzen unwillkürlich in ihn vordringt, ihn bläht und er diese dehnung wiederum zu halten vermag, die wandungen der rippen, die bauchdecke nach außen gewölbt, selbstbewusst und nicht ängstlich nach innen gezogen wie bei einem schrecken, sondern stetig und nur so langsam wie möglich nachlassend bis zu dem zeitpunkt, den er gleichermaßen als niederlage hinnimmt wie auch als eine befreiung ersehnt.

wiewohl er die anspannung zuvor nicht eigentlich empfunden hat. sie gehört einfach dazu. er ignoriert sie und dieses übergehen ist seine kunst, das tägliche training zu absolvieren, indem er es leicht nimmt, um, nicht nur, wie man so sagt, das beste daraus zu machen. ein sich dagegen verwehren, so denkt er, machte es ihm vielleicht zur last. aber er will nicht nachdenken, und der lange ton verhilft ihm dazu. er nimmt ihn voll in anspruch, die strenge, die anspannung jeder faser der atemmuskulatur mündet ein in dieses zugegensein, das aus seinen augen spricht, anwesend und abwesend zugleich, gedankenlos inbegriffen in diesem schauen, ohne zu blicken, diesem nach innen irgend gerichteten sehen, nach außen hin blind.

Es ist sein Ton. er hat ihn bestimmt. dieser Ton begleitet ihn immer seit jenem Morgen, als er ihn zum ersten Mal wirklich zur Kenntnis nahm. Der zuvor bereits, er erinnert sich, sporadisch aufgetreten war in kurzen Gastspielen und unbemerkt wieder verging. Sein Ton ist ein zweigestrichenes Fis.

Zuerst hatte er ihn verorten wollen, er konnte nur von der Heizungsanlage herrühren, also war er die Treppe hinab in den Keller gestiegen, um festzustellen, ob der Brenner lief. Hatte den Techniker kommen lassen, vielleicht die Umwälzpumpe. Mit einem hohen Fis fortan zu leben, auf das er keinen Einfluss nehmen konnte, erschien ihm unmöglich.

Dann war der Ton übergegangen in einen Dreiklang, immerhin ein harmonisches Gebilde, doch es war wie ein Sausen, das offen daliegende Heizungsrohr senkrecht hinauf und hinab. Nicht das Geräusch als solches erschien ihm lästig, sondern es war dieses Wallen, das ihn aufwühlte und, wie er glaubte, nicht schlafen ließ, wenn er nachts gegen drei Uhr und jeden Morgen um punkt halb sechs erwachte.

Im Sommer dann, als er sicher sein konnte, dass von der Anlage im Keller nichts

kommen konnte, denn es war ein warmer Sommer und er war ein sparsamer Mensch und hatte den Wasserdurchlauf komplett zugesperrt, war er dennoch um drei Uhr aufgewacht. Da war dieses Rauschen mit seinem Auf und Ab und es drang zu ihm durch das geöffnete Fenster. Waren da nicht besonders die tieferen Frequenzen, die sich weithin übertragen sollten unterschwellig, da war der Bahnhof und da fuhren die langen Güterzüge des Nachts, wenn die Strecke frei war.

Anfangs hatte ihm das geholfen. Es war leichter, etwas zu ertragen, wenn man einen äußeren Grund feststellte, auch wenn die Ursache sich nicht abstellen ließ.

Danach war er in den Urlaub gefahren an die See, und er hörte das Rauschen des Nachts, wenn es ganz still war, das kam von der See und gehörte da hin. Er erholte sich gut.

Als er zurückkam, war der Herbst angebrochen und mit ihm kam die Kühle und er versuchte sich einzubilden, das Geräusch der Heizung sei das Rauschen des Meeres, aber es wollte ihm nicht gelingen. Nun suchte ihn auch das Fis wieder heim, beharrlicher als zuvor. Und es blieb, so war er jetzt überzeugt, auch dann, wenn er es nicht beachtete.

Er ging zum Hörakustiker. Schämte sich fast, sein Anliegen vorzutragen, denn er hatte noch den zweifelnden Blick in Erinnerung, mit dem ihn der Heizungstechniker bedacht hatte. Doch der Gute zeigte Verständnis und legte sich ins Zeug, nahm Abdrücke von beiden Gehörgängen, ließ ihn die Farben des Materials auswählen, für jedes Ohr eine andere, um Verwechslungen vorzubeugen, und versprach ihm Besserung um 30 Dezibel, genug, Alltagsgeräusche mit Zuverlässigkeit auszublenden.

Er atmete durch und war überrascht: das Fis und das Sausen blieben auch dann, wenn er die Ohren verschlossen hielt, ja nur das Fis und das Sausen blieben nach, während alles andere wie im Nebel versank. Sollte die Knochenleitung am Ende ausreichen, untergründig, durch das Kopfkissen hindurch?

Noch immer glaubte er an äußere Ursachen. Erst als er von einer Zugfahrt zurückgekehrt sich in seinen Wagen setzte für den restlichen Heimweg – das Sausen des Hochgeschwindigkeitszugs hatte er hingenommen -, da überfiel es ihn unmittelbar aus dem Untergrund, ein Donnern und Grollen wie von einem Defekt, aber ihm war sogleich klar, es war nicht der Auspuff, jedes Schlagloch, jede Bodenwelle rollte ungedämpft, ja mit dreifacher Verstärkung geradewegs durch seinen Kopf. Der Lärm schien ohrenbetäubend. Der Schalldruck hatte sich

niedergeschlagen auf beide Ohren, sodass er nichts mehr wahrnahm als dieses ungeheure Hallen und Dröhnen und darinnen auch ein hohes Tönen, als ob sein Trommelfell blank da läge ganz wie nun seine Nerven. Hinter ihm hatte es gehupt, erst jetzt sah er den wütenden Fahrer im Rückspiegel, der wohl gerade noch – im toten Winkel - hatte ausweichen können: Er hatte ihn nicht gehört, obwohl der andere sich beinahe schon neben ihm befunden haben musste, und er begriff, wie sehr einer auch mit den Ohren fährt, und dass es an ihm läge, schon geraume Zeit, seit Geräusche ihn störten - an sich selbst als Schuldigen denkt jeder zuletzt. Zwar gab es Auslöser, äußere, zweifellos, und er fragte sich dies jetzt jedes Mal, doch es kam auch von innen, sein Organ war hyperaktiv, er hörte die Flöhe husten. Immerhin – er war Musiker mit Leib und Seele, verstand etwas von Tönen. Sie waren Freunde gewesen bisher, und er wollte nicht einsehen, dass sie sich nun gegen ihn kehrten. Setzte sich also ihnen aus, ließ eine Quelle nach der anderen den Test durchlaufen.

Das Gegeige der Nachbarin: es störte ihn daran nichts außer der Intonation, aber das war schon immer so gewesen, seit im Ensemble die Cellistin, die Arme, so gut wie taub geworden war. Hohe Flötentöne - sie machten ihm nichts aus, und tiefere standen dem Instrument gottlob nicht zur Verfügung. Denn so viel stand für ihn bald fest: nur die tiefen Töne machten ihm wirklich zu schaffen. Verkehrslärm jeder Art, Fluglärm, die Straßenbahn, Reifengeräusch auf dem Kopfsteinpflaster vor dem Haus. Und der Trittschall seiner Nachbarin durch die Zimmerdecke – sollte er sie bitten, konnte er ihr zumuten, in Pantoffeln oder gar auf Strümpfen zu gehen?

was sich vermeiden lässt, das meidet er. macht von den stöpseln gebrauch. und er hat sein tägliches training wieder aufgenommen. bemüht sich, den ton, der ihn nicht mehr verlassen hat, genau zu treffen, ohne zu forcieren – er liegt ein klein wenig unterhalb der gewöhnlichen höhe. versucht, ihn leicht zu nehmen und doch zugleich männlich, ganz wie quantz, der flötist des königs, diesem selbst abzufordern pflegte, in preußischer pflichterfüllung und ergebnheit an die sache.

und nur an diese eine: diesen einen ton, seine aufgabe – eines weitläufigeren musizierens bedarf es nicht. der lange ton nimmt ihn voll in anspruch, er denkt nicht, ist rein physisch, und all seine kraft mündet ein in dieses zugesein, das aus seinen augen spricht, anwesend und abwesend zugleich, ein schauen, ohne zu blicken nach innen gerichtet ins irgend

